

Sri Lanka 2703-1304/ Ein Reisebericht

Achtundvierzig Stunden wach und das Drehkreuz zum Gewächshaus sperrt seinen Rücklauf. Es grüßt die alte Heimat mit freudigem Hupen, den altbekannten Fäulnisgerüchen und der Internationale der bunt gekleideten Armut. Ein Potpourri aus halb vertrockneten Reisterrassen und endlosen Galerien winkender Palmen schleicht sich sachte ein in den Nebel der taumelnden Wahrnehmung, die im Gewirr der Kurven immer wieder dem Schlaf verfallen will. Schließlich sitze ich mit einem Heineken in der Hand auf meinem Balkon und blicke hinunter in den Dunst sich eng umschlingender Hügel, die dämmernd sich entfernen. Zwei weiße Vögel kreuzen gemächlich prägnant den Horizont, ihre Schwingen wie in Zeitlupe, bizarre Todesboten. Lasse mich in den Zustand völlig ermatteter Wachheit fallen.

Der Blick aus dem Morgenfenster fällt auf eine Landschaft, die aus einem japanischen Holzschnitt in die Wirklichkeit gefallen zu sein scheint. Der steile Hang schwingt sich zu einem finalen, liegenden S empor, auf dessen Biegung zwei mächtige Bäume filigran die Luft schneiden, wobei derselbe weißblühende Baum die Berge einrahmt wie Theatervorhänge. Ein Omen für was?

Unten in der Stadt Kandy tobt die Hölle der entwickelten Unterentwicklung: die Menschen, die sich hier durch ihr Leben drängeln und schieben, sie halten sich Tücher vor den Mund, sie schaffen sich Luft und Platz, aggressiv wird gestoßen und verdrängt, Schulter an Schulter, Blech an Blech, Auge um Auge, Zahn um Zahn. Um Zähne geht's hier. Zähne zeigen! Dann liegt da eine Gestalt auf der Straße, aus der alle menschlichen Proportionen gewichen sind, der Rumpf wie ein verbogener Oberschenkel, an den wahllos Gliedmaßen geklebt wurden, verrenkt, verdreht, zermürbt. Ein anderer schläft unter seinem Laken, das Gesicht fest in den Schmutz gepreßt, aus dem die Jauche der Tausenden quillt. Die Wertlosigkeit des menschlichen Lebens erreicht hier sehr konkrete Dimensionen, und trotzdem werde ich später auf der Terrasse romantische Sonnenuntergänge photographieren.

Zum großen Tempel. Hier bewahrt man den heiligen Zahn (sic!) des Buddha auf. Eine Reliquie, die so oft gestohlen und wieder hin und her gestohlen wurde, von den Indern, den Portugiesen, den Briten, daß man sich eigentlich nur sicher ist, daß es sich um einen menschlichen Zahn handelt. Um diesen kleinen Zahn wurde ein riesiger, sakraler Komplex gebaut, dieser Zahn wurde kopiert, zweimal, und nur die Kopie der Kopie darf man sehen, hinter Panzerglas, nach zweimaliger, scharfer Kontrolle, und zwar nur die Gläubigen (die Ungläubigen werden allerdings trotzdem kontrolliert). Anscheinend hat der internationale Terrorismus seine Vorliebe für buddhistische Zähne entdeckt. Nein, im Ernst, die Menschen wissen schon sehr gut, wie man den Dingen Bedeutung verleiht. Das Beste im Tempel sind die Musikanten. Einer bläst nasal eine monotone, einschläfernde Melodie, zu der drei Trommler mit ungeheurer Energie und Wucht die Antithese pulsierender Lebendigkeit anbieten. Später, weit draußen in der bukolischen Landschaft unberührter Tropen steht der Himmel muskulös drohend über dem Lankatilaka-Tempel, der in seinem Inneren mit zarten und subtilen Fresken überraschte, bald darauf regnet es, als käme die Arche Noah gleich um die Ecke gebogen. Der Monsun kommt zu früh!

Mein Fahrer will Deutsch lernen. Die Kinder, in Scharen herbeigelaufen, mischen ihr primitives Englisch mit Deutsch auf. Die Deutschen machen jetzt Ernst mit ihren Eroberungsgelüsten. Wie gut, daß keines von den eroberten Völkern weiß, daß die anderen Völker auch alle erobert sind. Würde man hier die Kinder nach dem Land der Weißhäutigen fragen, die Antwort wäre sicher Deutschland.

Im Bergwald singen die Vögel zwischen Lorbeer, Tee und dem hellen Zimt. Der Frieden hier ist so allumfassend wie der Weg zur nächsten Teefabrik.

Das scharfe Schwert illusionslosen Atheismus kann dich noch so sehr geschliffen haben, als Reisender wirst du es immer wieder mit den Artefakten der Religion zu tun bekommen. Sie mußten für die Frauen etwas kreieren! Göttinnen und Gattinnen an die Seite stellen. Wenn es denn nicht anders ging sogar heilige Mütter erfinden, Isis sei Dank und Ave Maria. Im Buddhismus hat man dieser Problem auf sehr moderne Art gelöst, wie ja so vieles im Buddhismus scheinbar so modern scheint. Man schafft den androgynen Gott bzw. dessen Abbild. Seht nur die weichen Rundungen, den schmallenden Mund und die zärtlich entrückten Augen des goldenen Buddha. Aber bitte kein Sex! Man hat die erotischen Verlockungen der Weiblichkeit aus dieser Figur extrahiert und nur das weiche Mütterliche gelassen. So schwindet auch jede Bedrohung und jede Begierde zugleich. Und dann ist mir in den Höhlen (komme wohl von dem Weiblichen nicht weg) von Dambulla noch etwas aufgefallen: bei all den offensichtlichen Unterschieden in der Kunst und Kultur der Zeiten ist das Erstaunlichste eigentlich die Tatsache, daß Menschen und Zeiten, die sich nie gekannt haben, plötzlich eine ähnliche Idee, ja sogar eine ähnliche Formensprache finden können, und zwar völlig unabhängig voneinander. Nun erscheint die Noblesse der Etrusker wieder an den Gestaden des Indischen Ozeans, mehr noch, sogar ihr warmes Rot.

Luxus ist hier definiert in verfügbarer Kühle. Reiche Leute leben kühl! Der Fahrer macht es kühl, auch wenn seine deutschen Kunden gekommen sind, damit sie es nicht kühl haben. Sie sind Gäste und haben sich zu beugen. Das ist nur einer der Schauplätze des Kriegs mit ihm. Gäste wollen Edelsteine, Gewürze und Batiken kaufen, basta! Wer schlägt hier den Takt, wer bestimmt den Rhythmus? Ich lerne wieder, daß die Bilder in unseren Köpfen viel stärker sind als die Wirklichkeit. Deutsche wollen kaufen! Wollen sie nicht? Dann stimmt mit denen etwas nicht.

Die Tamilen sind dunkler und robuster als die Singhalesen. Die Singhalesen, feingliedrig und in Nuancen heller sind das Staatsvolk und verachten die Tamilen. 30 Jahre Bürgerkrieg, das paßt gut zum Datum. Immer die alten Formeln. Dunkle Menschen mit dicken Nasen und dicken Schultern sind wenig wert, sie arbeiten in der Sonne, das macht sie dunkel, sie arbeiten viel, das macht sie grob und stark. Sie sind das Arbeitervolk, wir, die Herrscher, weiß und zart wie Lilien, sagen ihnen, was zu tun ist. Welch eine Ironie der Geschichte, daß jetzt, wo sich die Arbeit vom Außen- in den Innenraum verlagert hat, die weiße Rasse dementsprechend ihr Schönheitsideal in Solarien und Fitnesscentern suchen geht.

Die Vögel im Wald kichern und kreischen hysterisch, Wolken stehen am Firmament, der Horizont grollt böse und es wird dunkel wie in einer Sonnenfinsternis. Die Welt hält den Atem an für den großen Sturm, die Blätter ergeben sich kampflös und klatschen als Vorbote des großen Regens zum Grund, die Vögel schweigen nun beharrlich, der Wind pfeift durchs morsche Geäst, die Luft riecht nach faulem Wasser, alles ist vorbereitet auf den finalen Akt, und nichts geschieht wirklich. Plötzlich jubiliert guttural der Lockruf der Natur und der Chor der brünstigen Schar setzt vielstimmig ein, die Wolken reißen auf, aha: klassischer Trugschluß! Später, in einer weiten Savannenlandschaft wölbt sich frisches Lichtblau im All, als sei die Weltenuhr auf Null gestellt, Raben kreischen und Reiher geben ihrer Richtung einen neuen Pfeil. Später, noch viel später erklingt trunkene Musik kakophonisch von der Brüstung, dämmernd und schläfrig und lustlos, Trost mischt sich in die Luft, nun regnet es weich und von ferne, wie der Geruch von Magnolien.

Auf meinem Bett liegt ein Gruß in grünen Blättern, sorgfältig gestaltet für den ach so flüchtigen Moment, in dem man das Laken an sich zieht: „Good Night“! Macht und Hitze, nehmen wir das mal für heute als Thema. Auf Schritt und Tritt konfrontiert mit der buddhistischen Kultur, fragt man sich, wie es eine solche überhaupt geben konnte? Hat der Buddhismus nicht die Entsagung von allem Weltlichen zur Heilslehre erkoren, ging es nicht um das Verschwinden des Wollens und der Begierde? Und wie passen dazu all die monumentalen Bauwerke?, die großartigen Zeugnisse einer vergangenen Blüte, deren Schatten dem Touristen heute Ziel sind? Haben wir je solch erotische Anmut zu Gesicht bekommen wie in den Figuren asiatischer Kunst? Und was geschieht uns mit diesen monströsen Stupas, die sie hier Dagobas nennen, und die gutwillig als Glocken interpretiert werden könnten, in Wahrheit aber doch nichts anderes sind als Frauenbrüste, 75 Meter spitz und im Grundriß 150 Meter. Und was ist mit diesem 14 Meter hohen Buddha, dessen Nacktheit ein meisterhaft in Stein geschlagener Schleier nur notdürftig verhüllt? Ein zweitausend Jahre alter in Stein geschlagener Schleier. Da ist jedes Wort die Antithese zum nächsten, ganz wie in dieser sich jeder Vernunft entziehenden Kunst hier. Und da schließt sich denn auch wieder der Kreis: nichts ist das, nach dem es aussieht, die Welt unserer Netzhaut ist Maya, die Oberfläche sagt nichts über das subkutane Geheimnis des Wesens aus, dessen Gestalt sie repräsentiert.

Und was ist da drin, in diesen riesigen „Glockenbrüsten“, die auch an Atomkraftwerke erinnern könnten, vermutlich eine Sandfüllung, ein Nichts. Vollkommen zwecklose Bauten voller Grazie und Bedeutungslosigkeit, so trotz man dem Nutzprinzip der Natur.

Ha, Natur, gelingende Überleitung. Die Hitze wird immer mehr, sie springt mich an wie ein wildes Tier. Mein Körper benimmt sich wie ein satter Schwamm, aus dem es tropft. Mein Haut ist rostorange und fühlt sich angenehm verbrannt an. Meine Fußsohlen sind gar gekocht und mein Hirn leer gebraten, mein Haar bleich wie Walgerippe, meine Augen werden endlich wieder blau. Ich räkel mich wohligh wie die Echse auf dem Stein, Licht fließt in meinen Körper und füllt ihn langsam endlich wieder mit Bedeutung auf, das tropische Wesen in mir bekommt nun wieder die Nahrung, die es braucht. Kein Wunder, daß die Selbstmordrate nirgendwo auf der Welt so hoch ist wie in Grönland. Da helfen alle dänischen Kronen der Welt nicht viel. Der Durchschnittsverdienst in Sri Lanka beträgt ca. 90 Euro pro Monat. Das langt, sagt der Fahrer. Hier gibt es keine dicken Leute, dafür altern sie vor ihrer Zeit. Besonders die Frauen.

Anmut und Schönheit unter ihnen sind zwar sehr häufig, dafür ist die dafür vorgesehene Spanne auf nur fünf bis sieben Jahre begrenzt.

Die Sonne hat mich trocken fallen lassen wie ein herbstliches Flußbett. Füttert mich mit Bier. Seltsam, sogar die anderen Europäer sagen „Wolkenmädchen“, die Einheimischen sowieso, alle zusammen gebrauchen dies deutsche Wort, und es muß wohl die Poesie sein, die da mitschwingt. Mit den Wolkenmädchen verhält es sich nämlich so, daß sie mit den Hüften, etwa abwärts des Bauchnabels in den Wolken stecken, das heißt figürlich nicht vorhanden sind. Man hat sich da mal wieder was ganz Schlaues ausgedacht, damals, im 5. Jahrhundert unsrer Zeitrechnung. Da ist einer auf die Idee gekommen, 19 Mädchen in den Fels zu malen, etwa senkrechte 130 Meter über der Ebene, mitten in der Wand an einer völlig unzugänglichen Stelle. Keiner würde diese himmlischen Wesen je zu Gesicht bekommen. Aber das war der Mystifizierung noch lange nicht genug. Diese Mädchen wurden in einer der heutigen Zeit ganz unbekannt gewordenen erotischen Grazie gemalt. Die Köpfe wurden durch Helme überhöht, feingliedrige Hände bieten Blumen dar, die Oberkörper sind leicht gedreht, die subtile Wölbung des Halses findet ihren Akkord in makellosen Brüsten und verheißungsvollen Bäuchen, die an ihrer unteren Seite in Wolken verschwinden. Die Wolken, das sind die Flügel der Phantasie. Die Fortsetzungen liegen in den Pausen, in der Aussparung, der Unterlassung. Hier wird ein Versprechen in Aussicht gestellt, dessen Einlösung uns selbst überlassen bleibt. Es ist nach Pompeji die schönste antike Malerei, die ich je gesehen habe. Ein deutscher Tourist witzelte etwas von Silikonbusen. Gäbe es kein entsprechendes Gesetz, ich hätte ihn ohne jede Reue zum Felsen hinuntergeworfen und seinen berstenden Knochen hinterher gelacht. Sehr spannend, wie die Kunst, die ja Tausende von Jahren der Religion dienen mußte, diese dann doch immer wieder vermenschlicht. Den Eintritt ins Nirwana, diesen finalen Schritt der Transzendierung, nun, wie wird er dargestellt? – als Schlaf! Als schlafender Buddha. Da bekommt der ganze Popanz der Religion wieder Grund unter die Füße. Und wie schön dieser Buddha schläft, da eingebettet in seine Felsengestalt, wie gut der Künstler die entspannte Unschuld der Ruhe eingefangen hat. Und neben dieser 14 Meter langen, schlafenden Figur steht eine entsprechend große Skulptur vage weiblichen Geschlechts mit verschränkten Armen und Skepsis im Blick, so, als wolle sie sagen, daß nun Zeit zum Aufstehen sei, daß man sein Leben nicht nur in Schlaf und Schönheit vertrödeln könne.

All diese Figuren sind so ruhig, aber mein Körper schreit seinen Trotz heraus, mit Durst und Schweiß und Schweiß und Durst und beides ist so gottverdammte lebendig und sinnbildlich. Der Durst nach Liebe und Wissen und Geltung und Bedeutung, und die Salzlake aus unseren Körpern, die es braucht, um (vielleicht) ein Stück weiter dorthin zu kommen. Reisen, das heißt, Hinweise zu erhalten, die man sonst so ohne weiteres nicht bekommt. Je mehr das Normale in Frage gestellt ist, desto eindringlicher, desto besser. Bedeutungen können sich laden wie elektrische Batterien.

Auf die Tür zu meinem Klo ist ein Soldat gemalt, der sein Schwert mit der rechten Hand drohend erhebt. Soll ich jetzt aus dem Fenster pissen und mich nicht mehr waschen? Oder die Soldaten nicht ernst nehmen? Ich glaube, ich entscheide mich für letzteres.

Heute ist hier Wahl. In langen Reihen stehen Männer und Frauen separat an. Warum denn das? Vielleicht, damit die Männer den Frauen in den benötigten zwei bis drei Stunden des Wartens nicht ihre Meinung noch aufzwingen können, wie sonst immer. Ah, das ist wahrscheinlich viel zu emanzipatorisch gedacht. . Aber seltsam ist es doch! In den Bussen stehen die Menschen jedweden Geschlechts dicht wie Vieh, pressen ihre Leiber notgedrungen aneinander, müssen in einer Weise miteinander intim werden, , die uns Westlern doch ziemlich kompromittierend vorkommt. Eigentlich kann sich eine verarmte Massengesellschaft wie diese hier gar keine praktizierte Prüderie leisten. Männer und Frauen waschen sich im Fluß in Sichtweite, weil hier alles in Sichtweite ist, junge Paare paaren sich in Hörweite, weil hier alles in Hörweite ist, die Privatsphäre ist für heute (und morgen) aus dem Programm genommen, dies Stück wird hier nicht mehr gegeben. Wahrscheinlich ist das getrennte Anstehen bei der Wahl ein Relikt des britischen Empire. Die Briten dachten wohl, daß es unter den Wilden zu handgreiflichen Anzüglichkeiten käme, für den Fall, daß diese so lange bunt gemischt auf ihre Wahl warten müßten. Die Wahl selbst ist anscheinend auch so ein britisches Relikt. Man wählt zwar, erkennt dann aber den Sieg der anderen nicht an. Es sei normal, sagt der Fahrer, daß es nach sechs Uhr, nach der Schließung der Wahllokale, zu Aufständen käme, einige Tote müsse man in diesem Zusammenhang als Folklore betrachten

Im kühlen Hochland bildet das Teegewächs eine wunderbare Land-Art heraus. Ein ungewöhnlich variantenreiches Grün bildet die Grundlage zu einer raffinierten Schraffierung des hügeligen Geländes, das sich in elegant akzentuierten Kurven skulpturiert. (Na, das war aber ein richtiger „Ich, der Kunstkritiker, das arrogante arschloch“-Satz.) Ich weiß nicht, wie die Teepflanze das macht, so viele verschiedene Grüntöne mit ihren Blättern zu produzieren, anscheinend führt da jedes Blatt ein Eigenleben, vielleicht, wenn es ihnen gut geht sind sie ganz dunkelgrün und werden dann je nach Stimmung immer heller, bis sie fahlgelb sind vor Wut oder Eifersucht auf das dunkelgrüne Nachbarblatt. Ich weiß erst recht nicht, wie diese magische Linienführung der Landschaft entsteht, aber ich kann mir sehr gut vorstellen, was passiert, wenn England einmal zu arm ist, den Tee zu bezahlen, wenn das Nbrod und die Butter vor dem Tee rangiert, oder, schlimmer noch, England gar nicht arm wird, aber der Tee bei den jungen Leuten dort aus der Mode kommt. Dann sterben sie hier alle. Das ganze Zentrum der Insel ist eine riesige Teeplantage. Dann sterben sie hier alle. Mein Reich ist der Tee, Dein Tee geschehe wie auch Tee Du mir! So schnell kann man das nicht einreißen und mit etwas Eßbarem bepflanzen. Sie werden alle gestorben sein. Monokultur, das Erbe des Kolonialismus. Bleiben wir bei den Genußmitteln, bleiben wir zynisch und kultiviert. (Wird schon keiner sterben, können ja in die Prostitution gehen, den unwilligen Rest füttern wir mit Eurodollars.) Man hat hier auch seinen Stolz, z.B. einen Ruf zu verteidigen, z. B. den als Gewürzinsel. Für die Küche hat das Folgen. Der Reis ist sozusagen der Grunddatenträger für die vielfältige Auswahl an diversen Teufelskräutern, die grobgehackt in silbernen Schalen titanischen Ausmaßes serviert werden. Besser, man fragt nicht, besser, man schaufelt sich drauf und mengt bedächtig bei. Dann aber! Es beginnt ein masochistisches Fest. Erst bohren sie einem dreißig oder vierzig Nadeln in die Zunge, dann stecken sie dir eine widerborstige Feile in den Rachen, die dort rotiert, bis es brennt, lichterloh die Lippen und rotvergnügt die Speiseröhre. Am Rande nur sei

erwähnt, daß es ein ganz andere Regionen betreffendes, morgiges Nachspiel geben wird, daß diesem hier in nichts nachstehen wird. Ich hab's aber doch freudig angenommen und als horizonterweiternde Herausforderung betrachtet. Sicher vertreibt den dunklen Gallensaft oder wenigstens den Restalkohol vom Vorabend.

Fünf Uhr morgens, von draußen dringt ein vorsichtig auf- und abschwellender Singsang heran. Die Mönche haben ihre Morgenandacht. Sie singen guttural, ganz hinten in ihren devoten Mönchskehlen, und variieren die Tonhöhe nur minimal, allerdings jeder so, wie ihm gerade ist. Dadurch entsteht ein flirrender Ton, der ziemlich unbestimmt bleibt. Das geht so gleichförmig wie das Rauschen des Windes in den Bäumen in einer spätsommerlichen Nacht im Engadin. Kurz vor sechs meldet sich die Konkurrenz. Der Muezzin ruft und paraphrasiert sein „Allah ù ak`bar“ mit einer Energie, als wolle er dem Mönchsgebrabbel Hohn lachen. Die Kakophonie ist beträchtlich, und ich erwarte noch das Wimmern des Babys über mir, das gestern abend noch so tapfer sich mir durch den Kopfhörer hindurch gebrüllt hatte. Aber es bleibt bei den hiesigen religiösen Beiträgen, und ich rolle mich entschlossen aus dem Bett.

Der Legende nach hat Adam nach der Vertreibung aus dem Paradies als erstes seinen Fuß auf den nach ihm benannten Berg gesetzt, und die nächsten tausend Jahre damit verbracht, über das Los dieser Welt zu weinen. Dazu hätte er auch jetzt noch jeden Grund! Alle vier Religionen reklamieren den Berg für sich mit ähnlich hirnrissigen Legenden. Vishnu hat hier mal geschissen und Buddha an seinem Furz gerochen, und irgendwie sind diese Pestilenzen am Berg hängen geblieben. Die Jünger arbeiten jedenfalls daran, der Mensch setzt sein Menetekel in diese verschwenderische, tropische Landschaft. Buden sind gezimmert mit allerlei Tand, Radios plärren Werbung, der Müll neben dem Weg verschönert hier alles doch beträchtlich, der nächtliche Regen, der den ganzen Mist aufgeweicht hat, schafft Lebensraum für die Maden, die nun tun, was Maden tun müssen, die Einheimischen stehen barfuß im milchigen Wasser und blicken dem fremden Wanderer erwartungsvoll entgegen, noch ne Sinalco für Buddha, ein Eis für Allah, bitt recht schön, 500 Rupees only, der Puls bei 110, roter Krebs in Schweiß. Der Hindu vor mir fühlt sich sichtlich gedemütigt, weil der Westler stetig aufholt, immer wieder treibt er seine Freundin zu kurzen Spurts an, yalla yalla, wie ein Hirte seine Kuh, sie zerreiben sich vollständig mit dieser Eile in die Höhe, bald liegen sie mir wie gehetztes Wild zu Füßen, der junge Mann blickt mich mit einem Zorn in den Augen an, die mir Angst macht. Oben die üblichen goldenen Schreine und glotzende neuzeitliche Buddhas aus Gips und Zement im dichten Nebel, der keinen Blick gewährt. Aus dem Wald unken die Brüllaffen, ja, hier ist eigentlich noch Dschungel. Wäre ich doch klein und mit vier Beinen und einem dicken Fell versehen, dann könnte ich dieser Menschensauerei hier einfach weglaufen. Die Orte wie Geisterstädte, die Landstraße ohne jeden Verkehr, Soldaten mit Gewehr im Anschlag, es herrscht jetzt Ausgangssperre, Gerüchte kommen auf, die Tamilen hätten die Wahl gewonnen. Draußen tropisches Gewitter, das Baby schreit wieder, als würde seine kleine Seele in der Hölle brennen. Ja, ja, es will nicht in dieses Leben gehen. Oben am Scheitelpunkt steht eine Korona aus Licht, fast wie bei einer Sonnenfinsternis. Es ist, als ob das Wasser aus diesem Dom der Sonne direkt herabstürzen wolle. Der Fall an dem schwarzen Fels entlang ist so beträchtlich, daß der Wind von Zeit zu Zeit den ganzen Wasserfall bauscht wie einen Vorhang. Ich erinnere mich vage an verträumte Sommernachmittage im Bett und an vergessene Räume, in denen der Wind sachte mit den Vorhängen spielt, mal sieht man die blaue Kornblume in den Feldern, mal die Zacken des

Lattenzauns, je nachdem, wohin es den Vorhang weht. Tief da drinnen in mir ist es ganz leer, ich sehe das Wasser in langen Kaskaden sich in seine naturgegebene Bewußtlosigkeit wandeln, endlich einmal ist mir das Sehen genug und das Ausbleiben der Schlußfolgerung die logischste Variante derselben.

Der kleine, schwarze Welp, gerade einmal drei Wochen alt, torkelt mir nach die Straße entlang, da, unter dem großen Wasserfall. Es ist nun mal sein parasitäres Programm, was ihn den Menschen hinterherlaufen läßt. In die Hand genommen schlägt sein kleines Herz so schnell und kräftig, daß ich es nicht ertragen kann. In der Hand fühlt es sich an wie ein Herz, um das man einen kleinen Hund herum gebaut hat. Seine Augen schauen mich an, als sei das Wort „fremd“ nie erfunden worden. Hoffentlich wird er mal ein großer, starker Hund, vor dem alle Respekt haben.

Der Fahrer erzählt von „Kwit“, da hat er mal gearbeitet. Einen guten Lohn gab es da, fünfspurige Autobahnen, fünf kalte und fünf heiße Monate, und nachts waren sogar die Fernstraßen beleuchtet. Wenn nur Saddam nicht gewesen wäre, wäre „Kwit“ einfach wunderbar gewesen. Alle zwei Jahre hatte er achtundvierzig Tage frei, um Frau und Kinder zu besuchen und bei der Gelegenheit eines mehr zu zeugen. Jetzt fährt er nur noch Touristen, aber damals, in „Kwit“, oho, da gab es wirklich was zu fahren, große Industriecontainer zum Beispiel, nicht so ne läppische Weichware wie hier. Allmählich kommt mit einem U und einem A etwas Licht in den Nebel und...., na, schon kombiniert?, genau, ein kleines, reiches Land am Schatt-el-Arab heraus, das sich Kuwait nennt.

Abends am Meer, das schwer atmet wie ein Langstreckenläufer am Ende seines Wegs, im Westen thronen feurig aufbrausende Monsunwolken, im Osten hat der tief hängende Mond schon seine silbernen Speere geworfen.

Seltsam ist das mir den Betrachtungen und den Betrachtern, irgendwie asozial. Man denke nur an größere Menschenmengen und ihren Betrachter. Warum mengt er sich nicht unter?, warum betrachtet er sie? Da ist die Distanzierung bereits enthalten. Sie machen mir das Untermengen aber auch schwer, die lieben Hotelgäste, mit ihrer farbigen, nach außen gewendeten Unterwäsche, ihren gallertartig aufgeblähten Extremitäten und ihrer fröhlichen Schlacht am Gratisbuffet ihrer schäbigen Freizeitträume. Gruppen, Horden, Rudel von fetten Deutschen, die Stunden damit verbringen können, über die Klimaanlage in ihrem Bus zu reden. Meine Phantasie schweift ab und wird böse. Ich stelle mir vor, für eine arabische Terrororganisation zu arbeiten, und zwar als „targeting caster“, also die Person, welche die Ziele findet und auswählt. Hier eine Fernlenkwaffe hinein, das täte mir jetzt gut. Aber ich gehöre ja mitbombardiert, nicht nur als Strafe für meine rachsüchtige Phantasie, sondern vor allem, weil ich ein Teil dieser Maschine bin, oder doch wenigstens ein Tropfen Öl in ihr. Weder bin ich ein Ibn Battuta noch ein Marco Polo noch ein Alexander Humboldt. Nichts produktives oder erhellendes wohnt meinem Verhalten bei, im besten Fall noch könnte man es die reine Dekadenz zweckloser Neugier nennen, was mich treibt.

Das Meer klatscht grau gegen grauen Sand unter einem grauen Himmel, ein Tourist wandert Hand in Hand mit seiner pekuniären Zweiwochenliebe am Strand auf und ab, das hübsche Mädchen sieht nicht unglücklich aus, der Tourist ist jung und schlank und sie wird für die zwei

Wochen einen Jahresverdienst bekommen. Daß sie sich unter diesen Umständen an den Händen halten finde ich rührend.

Das weltweite Konzept der sogenannten Nationalparks: man vernichte die Tiere, wo man sie antreffe, durch Jagd, durch Rodung, Flutung, Nutzung, Ackerbau, Versiegelung. Wenn alle Tiere vernichtet sind, oder eben beinahe alle, sperrt man die Überlebenden in ein Reservat von der Größe eines Prozents des Staatsgebiets ein und mutiert zum Tierfreund und Artenschützer. Man verkauft ein paar anrührende Filme mit vielen Affen- und Elefantenbabys ans West-TV und harrt erwartungsvoll der Bleichgesichter, die da kommen werden. Allmorgendlich fällt man Dann in Kolonnen in die sogenannten Schutzgebiete ein und fickt alles mit der Kamera, was nicht schnell genug ins Hinterland kommt. Das kostet die Bleichgesichter natürlich sehr viel Geld, sagen wir: den Gegenwert von 8 kg Rindfleisch. Welch ein glänzendes Marketingkonzept! Da gibt es nichts zu lachen, ich war dabei, ich habe mich mitschuldig gemacht.

Die Habgier ist doch weltweit die beste Motivation und ein klassisches, kybernetisches System dazu. Je mehr Erfüllung sich einstellt, desto drängender und dringender werden die Forderungen. Andernorts nennt man das Entwicklung, fragt sich in diesem Kontext dann, wie man die Entwicklungshilfe bewerten müßte. Der beste Tarnkappenbomber der Habgier ist die Freundlichkeit. Verwickle den Fremden in ein Gespräch, frag ihn, wo er herkommt, ah, Deutschland, "gudd Fussboll, gudd Be-em-w", wie man Sri Lanka findet, da kommt er schon etwas in die Defensive, begleite ihn ein Stück durch die Stadt, schwupps, schon stehen wir – zufällig natürlich – vor einem Shop, „gudd praises“, und nun heißt es: kaufen, marsch! Aus keinem anderen Grund ist man hier. Die Körper der Fremden haben alle die Figur des Euro-Zeichens: der gekrümmte Rücken unter der Last der erstandenen Waren, die ausgestreckten Finger, die nach mehr grapschen sollen. Der Verweis, das man schon hat, oder schlimmer noch, nicht möchte, wird standhaft ignoriert. Sicher, ich weiß, die Leute hier wollen von der globalen Wanderung profitieren, aber wie sie das zuweilen anstellen, das erregt wahlweise Mitleid oder Empörung.

Der Kontrast wird schärfer: Wasserbüffel in aufkeimenden Reisfeldern, goldenen Strände in feinnervigen Bögen, die Grandezza der Palmen vor dem dunklen Blau sich nähernder Berge, eine Landschaft der geheimen Linien und versteckten Pfade, dies alles und die zum Himmel stinkende (wirklich!) Armut der Menschen, die sich scheinbar völlig aufgegeben haben, zerlumpt, verwanzt, zerlaust, nackt und mit Kot, Schlamm und Urin bespritzt, an den verseuchten Resten von Melonenabfällen nagend, am Rand der Landstraße, über die ein archaisch-infernalischer Verkehr tobt.

Übrigens, dort lauert die Gefahr. Nicht in Raubüberfällen, Entführungen, Tötung im Affekt, oder was sonst in der medialen Requisitenkammer der Westpresse herumgeistert, nein, es ist schlicht diese Kamikaze-Art, Auto zu fahren, die mich eines Tages das Leben kosten wird, vom Bus überrollt, vom Tanklastwagen entzündet, durch ein entgegenkommendes Motorrad torpediert, so schau ich meinem Los entgegen. Wahlweise würde ich es zur Not aber auch hinnehmen, von der Chinesischen Mauer zu fallen, jedenfalls im Vergleich zu Alterskrebs und der Inkontinenz des anstehenden Verfalls.

Ich mag den Bedeutungswandel von Worten, wenn sie in verschiedenen Namen auftreten. Hier, wie anderswo in Asien, unterliegen die Namen ja einem manchmal rapiden Wandel. Am Südwestende des alten Ceylon liegt die schönste Stadt dieser Insel. Sie nennt sich Galle. Da denkt die deutsche Sprache natürlich sogleich an das Fett spaltende Organ und dessen namentliches Sekret, und der Besucher wundert sich, wie eine Stadt einen solch abstrusen Namen bekommen konnte. Die Holländer, die diese Stadt, so wie sie heute noch steht, einst erbaut haben, haben ihr diesen Namen gegeben, der ist dann an ihr hängengeblieben. Also dachte ich an Kapitäne, Generäle, Entdecker, Imperatoren. „Franz Ferdinand van Galle zu Oranje“ oder so ähnlich, St. Gallenburg und Gallograd. Ist aber ganz anders gewesen. Und jetzt kommen noch mehr Bedeutungshintergründe in Spiel. Im singhalesischen hieß die Stadt nämlich Gala, was aber keineswegs die Parade festlich gekleideter Damen meint, sondern schlicht „Fels“ oder „Berg“, womit wohl die vorspringende Halbinsel gemeint war, auf der die Stadt liegt. Daraus machten die Portugiesen Calhao, und die Holländer dachten an den lateinischen „Hahn“, also „gallus“, den sie sogar auf ihre damals im Umlauf befindlichen Münzen prägten. Aus „gallus“ wurde dann „Galle“. Interessant übrigens, daß die Araber, die zuerst hier waren, die Stadt „Kahlal“ nannten. Man ist also den Lauten in allen vier Sprachen ziemlich treu geblieben.

Bleiben wir heute mal dort, bei der Sprache. Der diesjährige Preis der silbernen Zwiebel für den genialsten Euphemismus geht ohne Zweifel an das Bentota Beach Hotel. In der dortigen „Hausordnung“ ist zu lesen, daß im eigenen Interesse dritte Personen..., nein, das kann man gar nicht übersetzen, also, bitte, lieber Gast, wir bitten Sie „to refrain from entertaining non residents in your room“, also sinngemäß, davon abzusehen, Hotelfremde in ihren Räumlichkeiten, und jetzt kommts: zu unterhalten. Also zum Beispiel die Dorfbevölkerung einzuladen, mir bei meiner Bauchtanzvorführung auf dem Hotelbett zuzusehen. Oder ich könnte auch berühmte Songs der Sechziger ins singhalesische übertragen und vorsingen. Entertainment eben. Und weil man es ja nicht so böse meint, macht man einen Vorschlag zur Güte: „please use public areas to entertain them!“ Man möge also doch bitte öffentliche Plätze nutzen, um sie zu „unterhalten“. Ich werde also meinen table dance wohl oder übel auf den nächsten Dorfplatz verlegen müssen. So galant ist die Prostitution wohl noch nie umschrieben worden. Es ist also der Freier, der die Prostituierte „entertaint“. Mmh, das sind ganz neue Aspekte der körperlichen Arbeit. Folgt man dieser Logik, dann wäre ich also der Entertainer und die Prostituierte ist mein Publikum, selbstverständlich nur auf öffentlichen Plätzen. Die Sache hat jetzt eigentlich nur noch einen kleinen Haken: normalerweise bekommt der Entertainer seine Gage vom Publikum und nicht umgekehrt. Ob das die hiesigen Prostituierten schon mitbekommen haben? Auf ihren öffentlichen Plätzen?

Der Monsun ist nun mit voller Macht da, die Welt schwimmt, innen und außen. Auf meinen Arminnenseiten stehen dicke Wassertropfen, ja Wasser, kein Schweiß, und doch ist es das Wasser aus mir. Man schwitzt so sehr, daß es kaum noch riecht, die Salze und Mineralien sind schon alle weg. Draußen kommt seit zwanzig Minuten ein flächendeckender Wasserfall herunter, und die Erde ist schon mit 30 cm Wasser bedeckt, wehe den betonierten Flächen. Was mir immer wieder unbegreiflich ist: so sehr auch die Menschen hier im Dreck leben, so haben sie sich doch etwas erhalten, das uns Europäern unwiederbringlich verlorengegangen ist. Nämlich Anmut und Animalität. Und zwar zugleich. Wie elegant sich die Frauen das Haar stecken, wie kunstvoll sie ihre Saris drapieren, wie anmutig sie sich bewegen, ohne dabei in billiger Weise lasziv zu wirken. Und sehr sie nur tanzen, die Männer und Frauen! Hier gibt es keine korrekten Rollen. Sicher, die Briten haben hier sichtbare Spuren der Prüderie hinterlassen, aber das ist nur dünne Tünche. Wenn sie tanzen, vergessen sie diese aufgepfropfte Kultur, dann werden sie zu balzenden Tieren. Die Männer werfen ihre Köpfe nach hinten wie Auerhähne und stampfen zu den Trommeln wie zornige Büffel, und die Mädchen schlängeln ihre Arme auffordernd um Brüste und Hüften. Es ist nicht das, was man sieht, was man als Europäer dabei empfindet, es ist vielmehr diese gewisse Selbstverständlichkeit, mit der es geschieht, die meine Bewunderung erregt.

Die Christen machen nun große Show. Morgen wird ihr Heiland genagelt, da scheint die Vorfreude schon unbändig. Seht her, ihr doofen Buddhisten, für uns ist schon einer über den Jordan marschiert, ätsch, wir sind schon erlöst, weil er sich geopfert hat. An allen Wegkreuzungen wurden Glasguckkästen errichtet, in denen der Erlöser seine frisch blutenden Wunden zeigen darf.

Colombo, der 9.4.2004, 11 Uhr, Main Street, Stadtteil Pettah. Die Straße ist überflutet mit Menschen, Kühen, Hühnern, Dieselfahrzeugen. Ohrenbetäubendes Hupen, Schreien, Fluchen von allen Seiten. Jeder nimmt von jedem nur insofern Notiz, indem sich alle Gegner sind. Eine Frau hat sich ihren Oberkörper entblößt. Man sieht da, wo einst ihre rechte Brust war ein wundes, eiterndes Brandmal. Das Brandmal zieht sich weit herunter über den Bauch und hat dort dickwulstige Lippen der Entstellung hinterlassen. Die linke Brust scheint noch intakt, jedenfalls ist Tuch drüber gedeckt. Sie singt einen monotonen Bettelgesang und streckt ihre rechte Hand fordernd vor. Ich will wegsehen, muß aber hinsehen. Da, wo einst die rechte Brust war, sieht man deutlich das Knochenblatt des Brustbeins unter der feuerroten, entzündeten Haut. Warum nur muß ich immer alles so genau sehen? Sie ist da flacher als ein Mann. Man hat sie mit Kerosin übergossen und angezündet, so wie man das hier schon mal mit unbotmäßigen Frauen macht, mit Ehebrecherinnen, und solchen, die man als solche bezeichnet, um sie schnell loszuwerden. Das Feuer hat das Fettgewebe ihrer Brust, genährt durch das Kerosin, schnell aufgezehrt, bevor es sich dann weiter in ihren Bauch brannte, bis man es schließlich löschen konnte. Warum quäle ich mich nur so mit meinen Vorstellungen? Normalerweise überlebt so etwas niemand, diese Frau schon.

Sagen wir mal, Krebspatientinnen würden auf der Zeil ihre amputierten Stellen zwecks Mitleiderregung öffentlich zur Schau stellen. Nein, sowieso undenkbar. Protestaktion gegen die Apparatedizin!, ja, so schon eher. Wie viele Minuten bis zum Eintreffen der Polizei würden wir ihnen geben? Natürlich, der Vergleich scheint absurd, so absurd wie der Unterschied zwischen den Welten. Wie soll man es denn versinnbildlichen? So etwas zeigt keine Westkamera, das ist ästhetisch und ethisch nicht zumutbar, und dabei müßte man noch nicht einmal den Geruch nach vergorener Pisse und verwesendem Kot ertragen, der in Echtzeit das alles hier stetig begleitet. Aber es ist da, hier und jetzt und auch morgen und zugleich zu unserem sicheren Hafen. Ich habe ihr übrigens nichts gegeben, es war mir zu grausig, ihr so nah kommen zu müssen.

In der Luft über dem zugemüllten Kanal krächzen die Raben, sie vermehren sich prächtig. Wanderer, möchtest Du die Apokalypse kennenlernen, komm nach Colombo und verschaff Dir einen ersten Eindruck.

Die Argonauten des späten 23. Jahrhunderts hatten es soeben noch geschafft dem Erdball zu entkommen, auf dem die Jahrhunderte zuvor bereits marodierenden Atomwaffen in der Hand fanatischer Extremisten jedweden Couleurs beträchtliches Unheil angerichtet hatten. Dann aber hatten sich die drei oder vier verbliebenen Staaten jener Zeit besonnen, und unter dem Deckmantel der Bekämpfung jenes Terrorismus mit dem finalen Countdown begonnen. 16 Milliarden Hominide ließen dabei ihr Leben und so ziemlich der ganze Rest aller Tiere und Pflanzen, bis auf ein paar Spinnen, Disteln, Ratten und Krebse. Die knappe Millionen Menschen, die das überstanden, mutierten bald darauf zu hyperaggressiven, ungeschlachten Riesenschimpansen, so daß bei der Rückkehr der Argonauten von ihrer Raumstation zu Beginn des 25. Jahrhunderts von ihrer Ausrottung nicht abgesehen werden konnte.

Die Erde sah nun überall so aus, wie wir sie heute von der Sahara oder der arabischen Halbinsel kennen. Geröllwüsten wechselten sich mit Sandwüsten oder Felswüsten ab. Die Argonauten aber landeten, bauten eine Stadt in der Wüste mit einem künstlichen Klima, eine Stadt aus Glas, 60km lang und 15 km breit, bauten Segel aus Stahl und Barken aus Aluminium, bauten 220 m hohe Whiskygläser und 1 km breite Toaster, setzten künstliche Bäume in ihre alles durchschneidenden Linien, die sie mit künstlichem Wasser speisten, ihre Haut wurde hell wie Milch, und ihr Tempel war eine goldene Arche, in die man vierspurig mit dem Auto einfuhr, um am Ausgang ein neues zu bekommen. Den blauen Himmel aber verehrten die Argonauten wie sonst nichts, er war das All, aus dem sie gekommen waren und in das sie jederzeit zurückkehren könnten, falls die Klimaanlagen ausfallen würden. Die Argonauten nannten ihre Stadt nach einem antiken Vorläufer aus dem 21. Jahrhundert Dubai.

Was heißt das nun? Und wer bin ich? Habe ich nur Schreckliches erlebt oder nur Schreckliches beschrieben? Ist das mein negatives Wesen oder mein klarer Blick? Ist die Selektion auf den Widerspruch einfach spannender als die Erzählung des Einvernehmlichen? Warum macht ein Mensch solche Reisen, ja Reisen, die durch Landschaften führen und in die Spirale der Angst und des Erkennens? Fühlt sich fremd sein authentisch an? Ist es das? Leben wir hier so schmerzlos, daß man erst im Schmerz wieder Gefühle haben kann?